

Giebeln in der Landschaft. Ganz einfache Zweckbauten zum Aufbewahren des Geschirrs oder als Unterstand bei schlechter Witterung. Die kleinen Baukörper ordneten sich natürlich in die Landschaft ein, indem sich ihre Giebeldächer eng an die Stufenlandschaft anschmiegen. Aber auch dafür scheint das gesunde Empfinden immer mehr verlorenzugehen.

In unmittelbarer Nähe neben dem alten Häuschen steht zum selben Zweck ein glatter, mit schwarzem Inertol gestrichener Betonbunker, dessen ausgekrachter Giebel wie ein Invalide auf einseitiger und dünner Eisenkrücke steht. Das Wellblechdach – auf dem Bild zum Glück mit Schnee bedeckt – wird von einem Miniatur-Blechdachreiter mit nicht drehbarer Wetterfahne gekrönt. Die Pfeilspitze weist auf Rauch- und Leitungsröhren, daß man den Eindruck eines großen Destillierapparats nicht ganz los werden kann.

Wenn es sich hier auch nur um kleinste Bauaufgaben handelt, so müssen diese nicht weniger ernst genommen werden, weil sie bereits in der Lage sind, ein

gewachsenes Landschaftsbild zu verschandeln, besonders wenn sie aus so dauerhaftem Material wie Beton gebaut sind.

Eine wirksame Kontrolle über solche „Kleinigkeiten“ ist dabei erstes Gebot. Und zwar müssen solche Bauten verhindert werden, bevor sie errichtet werden – da sie nachher bekanntlich stehenbleiben.

Daneben bedarf es der Aufklärungsarbeit bei allen beteiligten Handwerkern, Weingärtnern und ihren Organisationen, um das Verständnis für das Notwendige und Richtige wiederzuwecken. Aufgaben dieser Art werden ja in der Regel ohne berufene Baumeister und Bauleute ausgeführt.

In erster Linie müssen sich aber die Landbaumeister und alle Bauleute der vollen Verantwortung gegenüber der ihnen anvertrauten Landschaft bewußt bleiben.

Eine kleine Auswahl von Arbeiten des ersten Semesters der Staatsbauschule Stuttgart zeigt, wie der Landbaumeisternachwuchs bei der Bearbeitung solcher kleinster Bauaufgaben in diesem Sinne erzogen wird.

Der Wald ruft um Hilfe

Von Hans Schwenkel

Wilhelm Munker in Hilchenbach in Westfalen, der unermüdlige Kämpfer gegen die sinnlose Außenreklame, ein alter Wanderer und Mitbegründer des Jugendherbergwerks, hat mit klarem Blick das Kernproblem der Landespflege: die Erhaltung und den Wiederaufbau des Laub- und des Laub-Nadel-Mischwaldes erkannt und sich im Auftrag des Ausschusses zur Rettung des Laubwaldes im Deutschen Heimatbund mit zahlreichen Flugschriften (insbesondere mit „Dem Mischwald gehört die Zukunft“) für die Gesundung unserer Wälder eingesetzt und dabei den Beifall aller forstlichen Fachleute gefunden. Er erkannte auch, daß ohne Lösung der Jagdfrage das gesteckte Ziel nicht erreichbar ist, also der Laubwald verloren sei. In zwei Flugschriften „Wald über Jagd“ (1. und 2. Teil) sammelte er über hundert Äußerungen erster Fachleute, auch der Jagd, und versucht, das deutsche Volk über diese entscheidend wichtige Frage aufzuklären sowie die Jagdgesetzgebung zu beeinflussen. Er faßt am Schluß des zweiten Teils seiner Flugschrift seine Auffassung zusammen:

Der deutsche Wald ist krank. Oberstes Gebot ist daher, ihn wieder zur Gesundheit zu bringen.

Dem stehen zwei große Hemmungen entgegen. Zunächst die *Vorrangstellung der naturwidrigen Nadelkunstforste*. Sie sind zwar als Irrung erkannt, aber statt Abbau mehren sie sich von Jahr zu Jahr weiter. Nach Angabe des Zentralverbandes der Forstsamen- und Pflanzenzüchter entfielen auch 1951 nur 12 bis 15 v. H. des Gesamtversandes auf Laubholz. Auch die großen sauerländischen Züchter beziffern den Laubholzanteil nur auf ein Sechstel bis ein Viertel.

Keiner will Fichte und Kiefer ausrotten. Sie sind für uns unentbehrlich. Mehr noch, sie werden wohl dauernd an erster Stelle stehen. Aber das Maß wurde überschritten zum Schaden der Bodenwuchskraft, der allgemeinen Fruchtbarkeit und der Wasserversorgung, um nur einige Nachteile zu nennen. Der Haken liegt beim mittleren und kleinen Privatwald. Der strebt, von rühmlichen Ausnahmen abgesehen, nach schnellem und hohem Ertrag und pfeift auf das Allgemeinwohl. Eine Rundfrage an etwa zwei Dutzend verantwor-

tungsbewußte Fachleute, wieviele von hundert Waldbauern nach ihrer Ansicht fortan wohl noch Buche ziehen würden, wurde von den einen mit „noch keine fünf“ und von den anderen mit „gar keiner“ beantwortet. Die neuere starke Preissteigerung für schwächere Nadelhölzer ist nicht geeignet, die Neigung zu Laubholz zu fördern.

So siecht, trotz besserer Erkenntnis, der Laubwald weiter dahin. Es wird sich bitter rächen. Der Fluch der Nachwelt wird nicht ausbleiben.

Die zweite Hemmung liegt bei den *verheerenden Wildschäden am Walde*. Nur wenige haben davon gewußt. Bei Wildschäden dachte man meist ja nur an solche in der Feldflur. Und selbst von den Kundigen hatte nur ein Bruchteil eine Vorstellung von dem Ausmaß dieses Ausfalles für die deutsche Volkswirtschaft. Wohl traten schon vor Jahrzehnten besorgte und beherzte Männer auf. Aber sie predigten tauben Ohren oder, was noch schlimmer ist, ihre Warnungen wurden unterdrückt. Umfassende Schadenberechnungen wurden nicht aufgestellt. Man weiß genug, wenn man weiß, daß es über die Wildschäden am Walde überhaupt keine Statistik gab, weil sie bei den höheren Obrigkeiten nicht erwünscht war. Da hat die Flugschrift „Wald über Jagd“ die Augen geöffnet. Kein gewissenhafter Waldfreund kann sich dem Gewicht der darin von führenden Fachleuten festgestellten Tatsachen entziehen. Wobei immer wieder zu betonen ist, daß sich all diese Angaben auf die Vorkriegszeit beziehen, die Auswirkung der vorübergehenden jagdlichen Maßnahmen der Besatzungsmächte also bewußt außer acht lassen.

Nicht hoch genug zu begrüßen ist die *Sachlichkeit vieler Jäger*, die erkannt haben, was man mit der Überhege dem Wald antat. Übereinstimmung besteht dabei in beiden Lagern, daß der allzu happige Mensch es war, der mit dem Übermaß an Fichtenreinbeständen dem Wild weitgehend die Nahrungsgrundlage nahm, so daß es in den meisten Gegenden kaum noch möglich ist, Laubholz hochzubringen. So kommt also zu den verhängnisvollen Folgen der Nadelkultforste, mit denen der Mensch in waldbaulicher Beziehung so bedenklich auf den Holzweg geriet, auch noch diese Wechselwirkung hinzu.

Es ist schon gut, wenn man sich ernstliche Gedanken über solche Zusammenhänge macht. Allein mit rückschauenden Betrachtungen, wo der größere Teil der Schuld liegt, ist nicht viel gewonnen. Jetzt kommt alles darauf an, daß es *fortan grundlegend anders* wird.

Demgemäß lautet die schwerwiegende Frage, ob der Entwurf des *Bundesforstgesetzes*, in der vom Ernährungsausschuß angenommenen Fassung, geeignet ist,

diesen dringend nötigen Umschwung herbeizuführen. Es wäre zu schön, wenn man das bejahen könnte.

Beschränken wir uns auf die wichtigsten Sonderpunkte:

Schältschäden des Rotwildes

Die Schäden von Reh- und Kleinwild sind meist nicht ohne weiteres sichtbar und erst recht wertmäßig schwer festzustellen. Spielend leicht aber ist das, guter Wille vorausgesetzt, bei den Schältschäden durch das Rotwild an allerlei Holzarten, in erster Linie an Fichten. Aber sonderbar, höchst sonderbar, auch da wird meist nicht einmal durchgerechnet, geschweige denn durchgegriffen. Daher ein paar Einzelheiten:

- a) Als früher ein erstrangiger Forstmann erklärte, ein jagdbarer Hirsch koste 10 000 bis 15 000 Mark, wurde das meist als Schwindel bezeichnet. Heute darf offener über solche Dinge geredet werden. Und siehe da, verantwortungsbewußte Forstleute schätzen das Unheil, das ein Hirsch in seiner zehn- bis zwölfjährigen Lebenszeit am Walde anrichtet, auf 50 000 bis 80 000 Mark. Der Holzwert hat sich inzwischen vervierfacht oder verfünffacht.
- b) In einer Waldgenossenschaft im Kreise Siegen, die an den rotwildreichen Kreis Wittgenstein anstößt, wurde festgestellt, daß auf der 110 ha großen Fläche 77 v. H. der Stämme in schälffähigem Alter geschält waren. Eine forstliche Autorität errechnete



Vor einem Jahr angeschlagener Stamm; die Überwallung der Wunde hat begonnen. Im Hintergrund eine eingegattete Kultur

Aufnahme: Schwenkel



Alte Schlagwunden an Buchen, deren Überwallung zu Verdickungen führt

Aufnahme: Schwenkel

den Gesamtschaden auf 290 000 Mark (je Hektar auf 3000 Mark), den jährlichen Schaden auf 3500 Mark bei achtzigjährigem Umtrieb. Dabei betrug die Jagdpacht 700 Mark zuzüglich 300 Mark Schältschadenvergütung. Zudem gibt es in manchen Gegenden Rotwildreviere mit *weit höheren* Schäden.

- c) In einzelnen Gegenden hat der schneereiche Winter ganz *gewaltige neue Schältschäden*, besonders in der Nähe der Fütterungen, Salzlecken und Wildäcker, also an den Stellen, wo das Wild zu fressen hatte, verursacht.

Diese Berichte betonen, wie wenig vielfach von dem angeblich starken Abschluß zu spüren sei.

Der Ernährungsausschuß des Bundestages hatte gemäß unserer Anregung die Bereisung eines oder einiger Rotwildreviere ins Auge gefaßt. Die lange Schneelage machte das unmöglich.

Die Bildung eines Urteils an Ort und Stelle ist indessen überaus wichtig. Es wäre daher sehr zu begrüßen, wenn eine *derartige Besichtigung noch nachträglich* vorgenommen würde.

Wildschäden am Walde allgemein

Einige Fachleute vertraten die Auffassung, daß die Wildhege im Durchschnitt eine Zuwachsminderung

von einem Festmeter je Hektar zur Folge hätte. Der Waldbesitzerverband für Nordwürttemberg-Baden errechnete daraus für das Bundesgebiet bei sieben Millionen Hektar Waldfläche einen *jährlichen Verlust von 140 Millionen Mark*. Neuerdings sind indessen drei bekannte Forstleute auf Grund von Feststellungen in ganz verschiedenen Gegenden zu dem Ergebnis gekommen, daß der jährliche Zuwachs um mindestens zwei Festmeter je Hektar geschädigt würde. Das ergäbe also einen Ausfall von *jährlich 280 Millionen Mark*. Da würden wahrlich die Steuerzahler, zu deren Gruppe ja wohl so ziemlich das ganze Volk gehört, große Augen machen, wenn sie wüßten, was die Überspannung einer Liebhaberei Einzelner dem gesamten Volke kostet.

Fleischversorgung aus dem Walde

Der von Jägerseite gern wiederholte Hinweis auf erhebliche Fleischzufuhr für das Volk aus dem Walde dürfte von unbefangener Seite kaum noch ernst genommen werden, so daß es sich erübrigt, näher darauf einzugehen.

Eingatterung

Flüchtige Beurteiler, in erster Linie Jäger, sind zur Abwehr von Wildschäden immer wieder schnell bei der Hand mit der Forderung: „Einzäunen, einzäunen!“ Das hört sich gut an, sieht aber bei Licht ganz anders aus.

Die Umgatterung hat im letzten halben Jahrhundert Unsummen verschlungen. Leider fehlen auch darüber Zahlen. Gewißheit aber besteht darüber, daß jegliche Umzäunung nur fragwürdigen Erfolg bringt. Zum Waldschaden kamen für den Waldbesitzer also noch große Baraufwendungen für die Wildabwehr hinzu.

Meist handelt es sich dabei um kleinere Teilflächen. Wollte man jetzt aber den Laubwald mit Hilfe des Gatters wieder vermehren und dabei auch nur einigermaßen ganze Arbeit machen, so wären im Bundesgebiet *unvorstellbare Mengen von Maschendraht* erforderlich. Eine ganze Reihe von Drahtfabriken müßten für diesen Sonderzweck erstehen.

Nach vielseitigen Berichten scheint auch die Verbuchung der Kosten für die Abwehr von Wildschäden im Staatswald ein eigenartiges Kapitel zu sein. Ist es nicht eine offensichtliche Schiefheit, wenn solche Unkosten dem Konto „Kulturarbeiten“ zur Last geschrieben werden statt dem Konto „Wild und Jagd“?